Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 8

Artikel: Der Gedenktag
Autor: Schmied-Marti, Frieda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665713

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Winter mit den großen Schneemassen, die gleichsam vorsorglich die Kulturen schützen, zeitigte ein gutes Jahr mit reichem Obstsegen. Das bezeugt auch das Quittenbäumlein im Baumgarten in seiner jungen Lebenskraft.

Die hier wiedergegebene Seebucht liegt bei Altendorf an meinem lieben Zürcher-Obersee, wo ich schon viele arbeitsreiche und frohe Tage erlebte. In Morgenstimmung atmete die Natur. Die Sonne, das leicht bewegte Wasser beglänzend, erfrischte rein und unverbraucht den Tag. Zum Aufbau des Bildes gehört die maßgebende Stimmung. Wenn dieses erhabene Walten, das sich immer wieder ankündet, unserem Geist übermittelt wird, sollen hauptsächlich wir Künstler bescheiden und dankbar aufhorchen; denn damit ergeht eine Mission an uns. Vermögen meine Bilder nur Weniges davon zu offenbaren, haben sie ihrem Zwecke gedient, und ich will demütig weiter arbeiten, so Gott bestimmt.

Der Gedenktag

„Annemarie, gelt heute ist ein schöner Tag?"

„Ja, Martin," sagt die Frau am Tisch. Sie schließt die Augen und preßt die Lippen fest zusammen. Stille füllt die Stube.

„Ich dachte es mir . . ."

Die Frau zuckt zusammen und schaut hilflos hinüber: „Weshalb dachtest du es dir, Martin?"

Wieder bleibt es still, eine lange Zeit.

„Weil ich die Sonne spüre, Annemarie, und weil meine Finsternis um einen Schein heller ist . . ."

Jetzt schweigen sie beide. Vom Unglück seiner plötzlichen Erblindung reden sie nicht mehr, das haben sie längst zusammen geteilt. Von etwas anderem zu reden hat keinen Sinn. Das Leid ist noch jung und die Wunde brennend. Manchmal wütet der Mann zwischen seinen Wänden wie ein wildes Tier . . . Die erste Zeit seiner Heimsuchung durchlebte er in düsterer Stimmung und böser Verzweiflung, und ihr gemeinsames Leben lief in wechselndem Auf und Ab. Tag um Tag hielt das halsstarrige brutale Ringen mit dem Schicksal an. In der Tiefe seines Wesens wurde ein häßlicher, grimmiger und verzweifelter Kampf ausgefochten.

Annemarie hielt stand neben ihrem unglücklichen Mann. Am folgenden Tag war sie wieder an seiner Seite, ihr ausdrucksvolles Gesicht voller Ernst und Entschlossenheit.

Der Mann am Fenster im Lehnstuhl hebt die Hand und legt sie über die Augen. Auf einmal wendet er sich jäh, kehrt gewaltsam den toten Blick aus sich heraus und steht auf. Er tastet mit ungewissen Schritten zum Fenster, tappt mit der Hand dem Rahmen entlang aufwärts und ertastet den Riegel. Er öffnet und reckt den grauen Kopf ins Freie. So bleibt er stehen, lang, bewegungslos, und füllt mit seiner hohen Gestalt den kleinen, hellen Ausschnitt. Er trinkt in gierigen Zügen den warmen, erdhaften Geruch der frühlingsgesegneten Weite. Ein Hauch von Kirschblüten und Löwenzahn weht ins offene Fenster.

Mit zitternden Nüstern saugt der Blinde ihn ein. Sein inneres Auge umfaßt in diesem Augenblick die Welt alles Lebendigen. Er fühlt und erlebt sie: die wandernde Wolke über dem sattgrünen Hügel, lichtdurchfluteter Wald, kühle Plätzchen unter mächtigen Bäumen, ein Abhang, eine geheimnisvolle Schlucht, eine Quelle in Kissen grünen Mooses eingebettet, kristallklare Waldbäche, der Frühlingsteppich des Waldbodens und alle die zahllosen Stimmen des Waldes, mit Flügelschlag und Waldesrauschen, mit Locken und Rufen und leisem Trommeln an Baumstämmen, die laue Wärme der Wiesen, dem starken, herben Duft von Klee. Er weiß um die feierliche Heiterkeit stiller Felder, horcht nach Hufschlag und Räderrollen, welche die Stille des Morgens stören, lauscht nach den lauten, hemmungslosen Rufen spielender Kinder auf der Straße, sieht die rote Abendsonne, die groß und ruhevoll, nur schwach noch wärmend, über hügelige Wiesen hinter den Wäldern verschwindet.

Alle diese Dinge und all das Werden und Vergehen haben in Martin Hubacher ein wildes Heimweh ausgelöst. Wie ein Schrei steigt es aus seinen Erinnerugen empor. Er fühlt fruchtbare

Kräfte in sich schwellen, die der weiten, lebendigen Gotteserde dienen möchten.

O diese Kräfte, die in ihm brach liegen müssen! Sein weißes, stubenluftiges Gesicht verzerrt sich. Er hebt den Arm und spannt die Sehnen. Ja, der Arm wollte! Der Fuß auch! Hart schwellen die Muskeln. Er prüft den jagenden Fluß der Gedanken. Wie wilde Rosse stürmen sie davon. Dort hinüber zum Brachacker, der Frucht heischt. Saat und Ernte sind nötig in einer Zeit, wie wir sie erleben ... Bei Gott! ...

Der Bauer sieht in Gedanken die Schollen in der Sonne glänzen, sieht das schöne Dreigespann der schweren Arbeitspferde, wie sie durch die Furchen stapfen, in der Anstrengung schwere Schwaden heißen Atems ausprusten, sieht die glänzende Pflugschar, die sacht Scholle an Scholle legt, das aufgeschreckte Heer wimmelnder Käfer und Spinnen, die sich in neue Rillen und Rinnen stürzen. Er hört Lerchen trillern, sieht weiße Wolken in der Bläue des Himmels segeln ... Tatsächlich vernimmt er Sepplis helles Hüst und Hott ... Ach — — —.

Einen Augenblick droht ihn die Haltung zu verlassen. Ein Urschrei nach Bauerntum steigt in ihm empor.

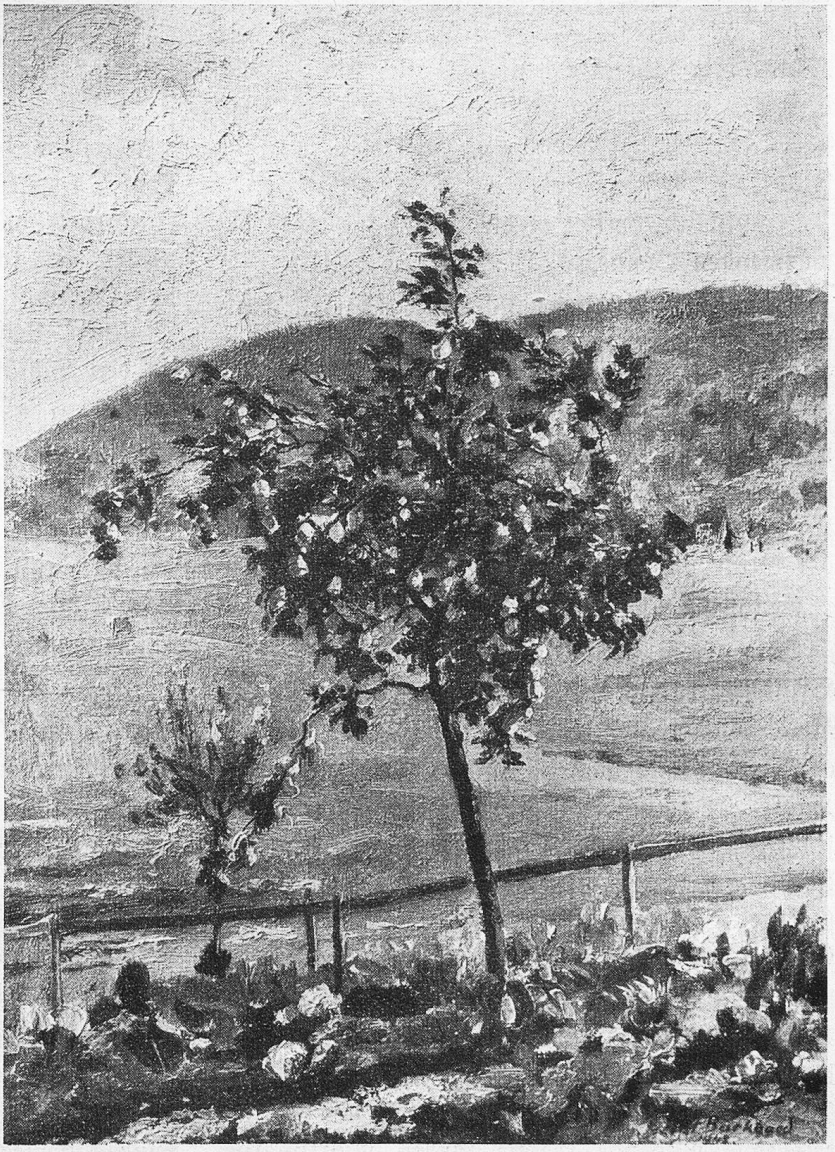
Jäh wendet er den Kopf in die Stube zurück: „Annemarie, was tue ich noch auf der Welt?" ... Ein Schrei des Schmerzes entringt sich seinen Lippen. Aber gleich hält er sich wieder in der Hand.

Die Frau erhebt sich und tritt zu ihm ans Fenster. Sie legt die Hand auf seinen Arm und blickt ihn an, als wollte sie ihm ihre Augen leihen, als vermöchte sie das geheimnisvolle Dunkel der seinigen zu durchstoßen. Einen Augenblick streichelt sie zärtlich seine Hand und sieht ihn bekümmert an: „Genug jetzt! Still, still," sagt sie, „peitsche dich nicht wieder auf bis zur Verzweiflung. Du bist außer dir und weißt nicht, was du sagst."

Seine Aufregung legt sich ebenso schnell wie sie aufgebraust ist. Merkwürdig, welchen Einfluß diese Frau auf den Ungestümen hat, welche Stütze sie ihm jetzt geworden ist! Die Beredsamkeit ihres Herzens findet zwar nicht immer die rechten Worte, trotzdem sie im Innersten diese alle kennt und sagen möchte ...

Eine Weile bleibt es still, bis Martin auf einmal mit völlig veränderter Stimme fragt: „Du, Annemarie, gelt, heute sind die Matten wie damals?" ...

„Ja, Martin. Draußen ist ein blühendes, gel-



Quittenbäumlein

bes Meer. Der Löwenzahn hat seine Augen aufgeschlagen."

Fernher singt eine Sense ins junge Gras: bling — blang — bling — blang. Bienen summen und gleiten in sanftem Schwebeflug in das blumige Goldmeer. Martin Hubacher steht reglos und horcht. Aus den Ställen dringen die vertrauten Alltagsgeräusche, ein Pferd wiehert, Kühe muhen, Ketten rasseln. Franz, der Güterbub, fährt mit dem Graswagen in die Tenne. Räder knirschen, Pferde stampfen, der Knecht knallt mit der Peitsche.

Der Blinde horcht ... horcht. Die Glut seiner Schmerzen wächst. In hastiger Bewegung löst er sich aus schmerzlicher Versunkenheit und geht aufrecht, ohne anzustoßen, aus der Stube. Er geht nicht fehl und findet die grüne Bank vor dem Haus. Hier läßt er sich nieder. Hier fühlt er sich dem Leben näher, dem Wissen um die Schönheit des Tages hingegebener — aber auch dem um seine Blindheit.

Sehnsüchtig breitet er die Hände ins Licht der wärmenden Sonne.

Er meistert die Bewegung und läßt sein wallendes Blut verebben. Ja. Er wird es noch lernen, daß er ein Lahmgesetzter und Ausgestoßener ist, daß seine große Lebenswendung schon da ist und die arbeitshungerigen Hände rasten müssen, daß er das Werk seines Lebens in andere Hände legen muß ... weitergehen muß, in jene Bezirke der Stille und des Verklingens.

Er wird es lernen. Er muß!

Sein Atem kommt und geht aus zitternder Brust. Hart stößt er die Spitze des Stockes in den Kies. Ein Stein knirscht.

Er wendet den Kopf und lauscht nach dem Hause. Er lauscht auf den Schritt seiner Frau, sucht sie immer noch — mit den Augen. Aber die liegen in den sanft gewölbten Höhlen, tote Sterne, die keinen Schein geben und keinen Glanz ausstrahlen.

Einmal haben sie geleuchtet und waren vielen Licht und Freude, hatten viel vermocht über andere, und kein Schicksal zwang ihr flammendes Feuer nieder. Zwei Ehefrauen und in der Grippezeit zwei blühende Söhne sanken Martin Hubacher in Grab. Mannhaft rang er den Schmerz nieder. Er meisterte sein Geschick und fand sich neu ins Leben zurück.

Zwei Jahre nach seinem letzten Verlust freite er Annemarie Kauer. Sie schaute ihm damals, als er um sie warb, in sein ernsthaftes Gesicht: „Hast du noch etwas übrig für mich, oder kommst du zu mir, weil deine zweierlei Kinder eine Mutter und der Hof eine Bäuerin haben müssen?"

Und er legte die Hände um ihr Gesicht und sah zu ihr hinunter: „Das Leben schlägt Wunden, Annemarie, aber aus Narben treibt neuer Saft."

Lange sah sie ihm ins Gesicht. Endlich fiel die Entscheidung: „Deine Augen können nicht lügen, Martin ..."

So wagten sie sich mutig in das neue Leben und bereuten es nie. Die letzte Bindung wurde eine besonders glückhafte. — — —

*

„Annemarie, komm, setz dich zu mir in die Sonne," ruft der Blinde. Sie kommt mit einer Flickarbeit und läßt sich neben ihm auf der Bank nieder. Sie schiebt die Holzkugel in den zerrissenen Strumpf und zieht die Wolle durch zerfetzte Maschen. Leiser Wind bauscht ihr graues Haar an den Schläfen. Sonne rieselt über ihr ernstes Gesicht.

„Heute sind's zehn Jahre, daß du in mein Haus zogst, Annemarie."

Sie nickte und schweigt, aber das Schweigen ist lebendiger als die Sprache. Es waren schöne Jahre! Viel Arbeit! Viel Sorge! Aber es waren schöne Jahre!

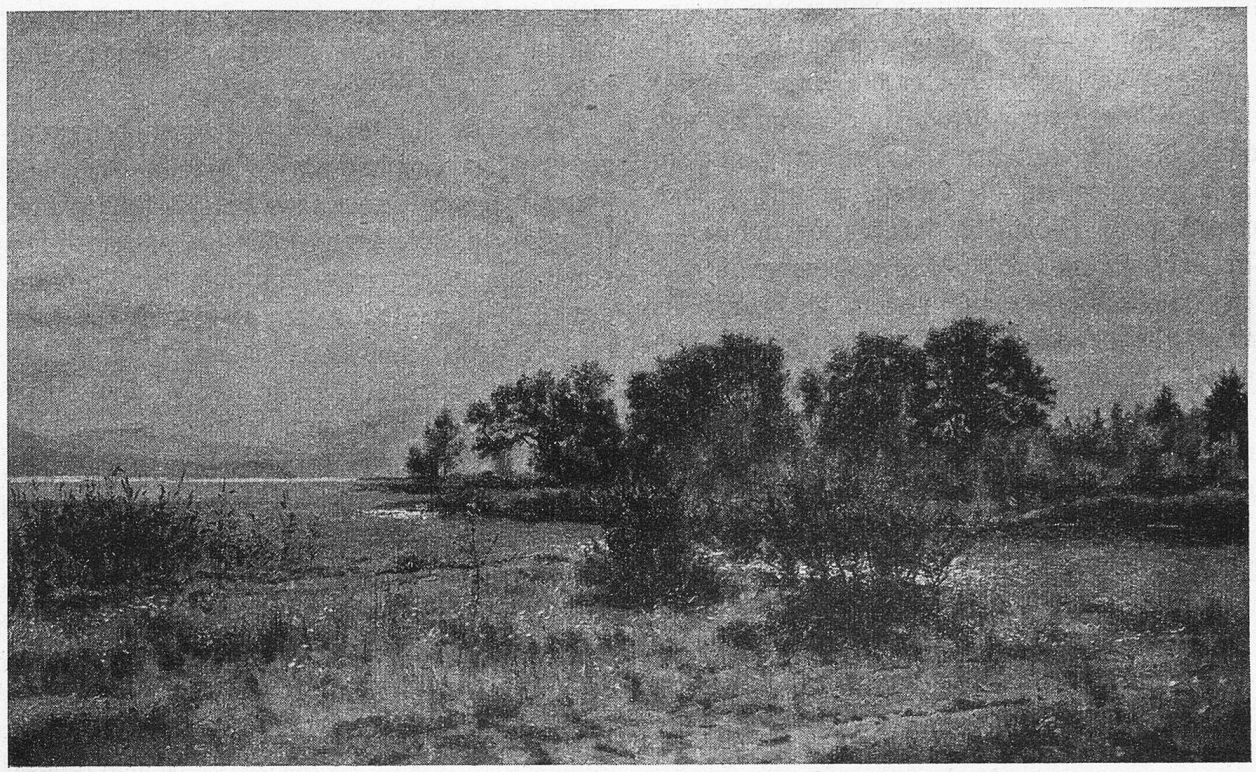
„Und jetzt —."

„Und jetzt?" Annemaries Frage klingt gar tröstlich in den hellen Morgen.

„Jetzt habe ich außer dir niemand mehr, der mich zum Leben führt, Annemarie ... Gib mir die Hand!"

Martin Hubacher sagt es leise, mit erstickter Stimme.

Sie legt ihre warme, lebensvolle Hand in seine suchende Rechte. Ein Zittern läuft über ihr Antlitz, eine Träne hängt an der Wimper. Sie wehrt ihrer Rührung nicht. Sie weiß: ihr Gesicht in seiner Bewegung bleibt unbewacht. Martins Augen erspähen nichts mehr darin. —



Am Obersee Nr. 6151 BRB 3. 10. 39

Als schämte sich der Blinde seiner Weichmütigkeit, fragt er in verändertem Ton: „Hat der Nußbaum die Kätzlein schon abgeworfen?"

„Ja, sie liegen auf dem Platz, Martin."

„Ich rieche ihre Bitterkeit." —

Annemarie bückt sich und legt ihm eine der grünen, unansehnlichen Blüten in die Hand. Er betastet sie, wendet sie hin und her und schließt endlich behutsam die Finger darum.

„Jetzt wird der Wald die grünen Fähnlein auch schwenken," sagt er nachdenklich. Im Ton liegt mehr als im Wort. Sein Innerstes lauscht in die Ferne.

„Siehst du, Annemarie, ich muß ein Verhältnis suchen zu den Dingen meiner dunklen Welt und finde mich immer noch nicht zurecht. Der Frühling in seinem Glanz und seiner Fülle stürmt auf mich ein. Ich spüre ihn und muß lernen, mich daran zu freuen, ohne ihn zu sehen ... Du wirst es noch oft schwer mit mir haben, Annemarie."

„Was in meinem Vermögen liegt: ich helfe dir," sagt die Frau mit klarer, klingender Stimme.

Ihre Verheißung steigert seinen Mut. Annemarie erhebt sich. Sie streicht eine Strähne zerzausten Haares aus der Stirne. Leise fließen ihre Tränen ...

„Nach dem Essen gehen wir in den Wald," schlägt Martin in plötzlichem Entschluß vor. „Wir müssen den Festtag dort begehen." Er lacht, aber auf seinem Herzen lastet ein Stein — —

„Weißt du, Annemarie, daß mich in jungen Jahren die Stadt lockte? Nein, das weißt du nicht, gelt. Aber es ist so. Ich wollte Kaufmann werden. — Der Vater hat mich mit sonderbaren Blicken gemustert, als ich ihm mein Begehren stellte.

‚Was? Du willst eines dieser blutleeren Stadtgesichter werden?' höhnte er. ‚Sie wird dir viele Schmerzen bereiten, die Stadt. Ein Bauer der freien Scholle wird sich niemals der Stadt anpassen, Sohn! Wie die Ente dem Wasser, gehört der Bauer seinem Land. Viele gehen mit überschwenglichen Hoffnungen in die Stadt und vergeuden in grausamer Weise ihre Kraft... Nichts verstärkt das Gefühl der Unrast, Vereinsamung und Not so sehr, wie die Stadt. Sie spiegelt dem

hungernden Menschen tausend Bilder von Ruhm, Liebe, Kraft vor und peinigt ihn damit. In seinen vier Wänden versucht er die ganze Lebensgier und den Irrsinn der Welt einzufangen und schlägt die Fäuste an den Wänden blutig, nur um sich von neuem auf die Straße zu stürzen, und keine Türe zu finden, die sich für ihn auftut. — Nie würdest du die Ruhe der Sommerabende, den Duft von Klee und Rosen, die Taufrische und Stille der dörflichen Nacht vergessen. Und dann der Schlaf, der süße, trostvolle, entspannende Schlaf. — Soll das alles für dich aus deinem Dasein verschwinden? Nein, Martin! Bleibe deinem Boden treu!'

So sagte der Vater, und ich hörte auf ihn. Ich habe es nie bereut."

*

Windstill und warm ist die Stunde, da Martin Hubacher seinen Frühling suchen geht. Aus tausend Bronnen quillt das Licht vom Himmel, und alle Fernen ruhen im Glanz der gelben Flammenblumen, des Löwenzahns. Es ist mehr, als sehende Augen an Schönheit zu trinken vermögen.

„Oh, daß du das Wunder zu schauen vermöchtest," denkt die Frau an seiner Seite. Trauer spannt ihr herbes Gesicht. Von dem zu reden, was sie bewegt, verbietet ihr das Zartgefühl. Sie schweigt.

Aber den Blinden durchfluten Ahnungen. Er weiß um die Herrlichkeit der Stunde. Er sieht und erlebt sie, trinkt sie in verjüngender Bewegtheit. In wortloser Hingabe durchschreitet er sein Reich, geht hoch, ungebeugt, barhäuptig neben der Frau und hat nur lose die Hand auf ihren Arm gelegt. Er bleibt der Führende, ob auch seine Augen dem Dunkel verfallen sind.

Jetzt haben sie den Hügelsaum erreicht. Da reckt schon der Wald die kühlen Arme nach ihnen und nimmt sie in sein kühles Reich. Schweigend gehen sie fürbas und haben schon Grund und Grenzen des Eigentums betreten.

Erregter tastet der Blinde vorwärts, legt lauschend die Hand an die Stämme und läßt sie in behutsamem, zärtlichem Streicheln auf und ab gleiten. Leicht gewinnt er Richtung und Grenzen. Das Bild der Gemarkung ist zu klar in seine Seele gewachsen, als daß er sich hier nicht mehr auskennte. Nur seiner Obhut und Pflege müssen sich die lieben Bäume entschlagen. Nur dem!

Durch das dunkle Tor seiner erblindeten Augen tritt die Vergangenheit. Hier im Birkenbühl hatte Johannesli noch geholfen, die jungen Reiser pflanzen. Wie oft an schönen Sonntagen waren sie hinausgewandert, um nach den Pflanzungen zu schauen. Jetzt waren es schlanke, weißrindige Stämme, und der Johannesli lange tot. Hier aber war Erde, Fülle, Kraft und ewiges Wachstum, sommer- und winterlang. Bis die Säge den Stämmen kreischend ins Mark fuhr.

„Komm, Annemarie, wir wollen uns ein wenig niedersetzen," schlägt Martin vor. Annemarie breitet die mitgenommene Decke aus.

Sie lassen sich nieder. Martin streicht über die rauhe Decke, auf der er liegt und sagt leise: „Hier ist es gut..."

Spechte hämmern in der Ferne. Eine Wildtaube gurrt. Sonst ist weder Laut noch Bewegung um sie.

Glück blüht auf in der stillen Stunde. Eines spürt tröstlich des andern Nähe. Alle Wünsche schweigen.

Die Nacht vor seinen Augen hindert den Blinden nicht, das Glück dieser Stunde zu empfinden. Die dumpfe Not der ersten Leidenszeit versinkt. Wieder sucht er mit den Händen und befühlt die beiden großen Stämme der Buchen, die neben ihm stehen. Er fährt empor und hebt witternd den Kopf:

„Du, Annemarie, hier in der Nähe muß die große Weymutskiefer stehen?"

Er schließt lächelnd die Augen.

Annemarie schaut ihren Mann an und schüttelt den Kopf. Sie sagt: „Ich kenne mich hier zu wenig aus, Martin, in welcher Richtung muß ich den Baum suchen?"

Martin Hubacher zuckt die Achseln und richtet seine Schritte langsam vorwärts, die offenen Hände wie schützend vor sich hin haltend. Er tut drei Schritte und bleibt stehen, ertastet wieder einen Stamm, bückt sich und fährt langsam von der Wurzel an aufwärts, bis die linke Hand eine rissige Frostbeule, die sich in die Rinde gegraben, verspürt.

Jetzt hat er Gewißheit. Er legt den Kopf etwas zurück und steht unbeweglich. Er sagt:

„Schau, Annemarie, da hinüber, rechter Hand steht das kleine Eschengebüsch, nicht?"

„Ja," sagt die Frau und setzt sich aufrecht hin. Erstaunt schaut sie zu Martin hinauf. Sie sieht ihn aus ihren guten Augen an und preßt den Mund zusammen. —

„Nun also: Hinter diesem Gebüsch, in der freien Lichtung, findest du die große Kiefer. Ihr Stamm ist glatt und grauweiß, und die dunklen Jahrringe schlingen sich wie ein Band darum. Gelt, es ist so?"

Seine Stimme ist plötzlich dunkel geworden.

Frau Annemarie erhebt sich, geht suchend ein paar Schritte hinüber. Ja, da stand der Baum, groß, stattlich, mit mächtig ausladender Krone, in vollkommenem Gleichmaß. Sie kommt zurück, wirft ihre Arme um Martins Schultern, greift mit ihren Fingern in seine Haare. Sie zerrt seinen Kopf herab und küßt ihn ergriffen auf die Augen.

„Martin, du weißt mehr und siehst besser als ich mit meinen gesunden Augen," flüstert sie ergriffen.

Er zieht sie enger an sich: „Der Baum ist mein Tagebuch, Annemarie," lächelt der Blinde, „junge Mädchen schreiben ihre Erlebnisse auf Papier, ich grub sie ins Holz. — Zähle einmal die Jahrringe, Annemarie ..." Er legt den Kopf auf ihre Schulter und schließt die Augen.

Annemarie zählt ... zählt und sagt endlich: „Wenn ich mich nicht täusche, sind es neunundfünfzig Ringe."

„Ja ja, so wird es sein. Er hat so viele Ringe wie ich Jahre. Der Vater pflanzte den Baum zu meinem Tauftag."

Überrascht schaut Annemarie ihn an.

„Und in welcher Weise wurde er Künder deines Erlebens? Ein Baum hat keine lebendige Sprache."

Martin faßt nach ihrer Hand: „Es gibt nur zwei Gegensätze, die das menschliche Leben bestimmen: Freude und Leid! Das heißt in meiner Tagebuchsprache: Stern und Kreuz! Mein Baum trägt in seiner Rinde mehr Kreuze denn Sterne. Die Zeit aber hat beide ausgelöscht. Wo nicht ganz, sind doch aus Wunden verharschte Narben geworden, und um sie wahrzunehmen, müßtest du schon weit hinauf in die Höhe schauen ...

In den letzten zehn Jahren grub ich nichts mehr ein, Annemarie ..."

Fragend blickt sie ihn an. Mit leiser, ergriffener Stimme sagt er:

„Das Leid fiel von mir ab, und die Sterne blühten mir anderswo, Annemarie ..."

Martin Hubacher weiß es gut, daß die Frau neben ihm aus seinem Leben eine Welt gemacht hat. Mit erschütternder Gebärde sucht er nach ihrer Hand. Sie aber greift in warmer Freude darnach. Ihr Händedruck wird zum Gelöbnis.

Über den Hügelsaum treten sie den Heimweg an. Von hier aus sieht man den feinen, weißen Schimmer junger Birken, dem Bach nach das gewundene Band der Straße. Die beiden gehen Hand in Hand. Annemarie führt den Blinden ruhig und sicher durch den Frühlingsabend.

Frieda Schmid-Marti.

Winterlandschaft

Verschneites, weites Land.
Ein Wald begrenzt den Horizont.
Die höchsten Wipfel glühen
ihr dunkles Feuer in das grüne Licht
des zarten Abendhimmels.

Im Westen sinkt die Sonne rot und groß
und schenkt ihr letztes Licht
den Wolken, die sie still
und feierlich
zum königlichen Tod begleiten.

Emil Schibli